

Predigt am 9.05.2004 – Joh 13,31-33a; 34-35

„Die Engel nennen es Himmelsfreud“, die Teufel, die nennen es Höllenleid, die Menschen nennen es – Liebe!“ So hat **Heinrich Heine** gedichtet.

Das Wort „Liebe“ ist in der Tat kein eindeutiges, vielmehr ein schillerndes, ja ein verbrauchtes Wort! Manche können es – zumal in der Kirche - nicht mehr hören – nicht nur, weil es allzu häufig in der Verkündigung vorkommt, sondern auch, weil hier die Liebe – wie im eben gehörten Evangelium – geboten, befohlen wird. Aber kann man denn Liebe gebieten, vorschreiben oder gar befehlen? Gerät Liebe, die befohlen wird, nicht unter Leistungsdruck? Tatsächlich: Unter der Hand wird sie so zu einem abgehobenen, blutleeren, letztlich unerreichbaren Ideal, mit dem wir einmal mehr unter moralischen Druck geraten. Wenn dann noch die sog. Feindesliebe dazu kommt, ist das Maß voll, und alles doch ein bißchen viel verlangt.

Da ist es gut, daran zu erinnern, daß es für das, was in unserer deutschen Sprache „Liebe“ heißt, im Altgriechischen und Lateinischen zwei Wörter gibt: „agape“ und „eros“ bzw. „caritas“ und „amor“. Während „eros“ und „amor“ für Neigung, Leidenschaft, Lust und Begehren stehen, werden „caritas“ und „agape“ mit Dienst, mit Zuwendung, Respekt und Fürsorge in Zusammenhang gebracht. Das mögen spitzfindige Unterscheidungen sein, aber sie helfen aus der Verlegenheit, die aufkommt, wenn wir vor der Schwierigkeit, ja vor der Unmöglichkeit stehen, allen Menschen – Freunden und Feinden – das gleiche Maß an Liebe entgegenzubringen.

Ungefähr seit der Zeit der Romantik versteht man ja unter „Liebe“ in erster Linie etwas, das mit Emotionen, mit Gefühlen zu tun hat. „*Liebet einander!*“ Unter dieser Voraussetzung erzeugt dann das „neue Gebot“ Jesu allerdings einen erheblichen emotionalen und mentalen Streß.

Tatsächlich wäre es absurd und unmenschlich, alle Menschen liebens-wert zu finden; ebenso absurd übrigens, wie alle Menschen für erotisch begehrenswert zu halten. Neigung, Anziehung und Sympathie können wir nur denen entgegenbringen, für die wir etwas empfinden, wie wir sagen. Aber für das Verständnis von Liebe, das uns der Glaube aufträgt, reicht das nicht aus. Wo wir uns nur noch mit Menschen einlassen und umgeben, die uns sympathisch sind, oder zu denen wir uns „von Natur aus“ hingezogen fühlen, brauchen wir das Gebot der Liebe nicht! Das gilt nicht zuletzt für Kirche und Gemeinde. Sie sind nicht in erster Linie eine Gemeinschaft von Menschen, die sich nett und angenehm finden; vielmehr gehören wir zusammen, weil wir getauft sind, und weil wir gemeinsam auf die uns von Gott in Christus erwiesene Liebe zu antworten suchen.

Und wenn es dann heißt, wir sollten sogar diejenigen lieben, die wir lieber hassen würden, dann bedeutet das nicht, wir sollten uns einreden, diese sympathisch finden zu müssen. Ein mißverstandenes Liebesgebot hat immer schon Heuchelei und falsche Harmonie hervorgebracht: Wir tun schön, wo wir uns zur Wehr setzen; wir lächeln, wo wir eigentlich „heulen“ oder zornig werden müssten. Es gibt dieses angestrengte „keep smiling“ unter jenen Christen, die das Liebes-Gebot Jesu mit einem als Lächel-Gebot verwechseln. Man ahnt hinter solcher Fassade das wahre Gesicht versteckter Aggressionen und Ressentiments.

Wenn unsere Liebe sogar den „Feinden“ gelten soll, kann es also kaum darum gehen, die Feindschaft zu ignorieren oder zu überspielen. Wenn uns Jesus in der Bergpredigt selbst unsere Feinde lieben heißt, dann wird ja zunächst anerkannt, daß es Feinde gibt. Es ist ja nicht von angeblichen Feinden, sondern von Menschen die Rede, die uns hassen: „*Tut Gutes denen, die Euch hassen!*“. Das Dauerlächeln der frommen Überflieger jedoch leugnet den Feind und will Feindschaft nicht wahrhaben.

Aber was heißt dann schlußendlich „Liebe“?: Nun, wenn im Alten Testament, etwa beim Propheten Hosea, von „Liebe“ die Rede ist, dann in einem recht nüchternen Sinn: Treu, verlässlich, solidarisch ist dieser Gott, der sein Volk „liebt“, selbst dann noch, wenn es ihm untreu wird und anderen Göttern nachläuft. In diesem Sinne sollen auch wir lieben, unabhängig von Sympathie und Antipathie. Denn solidarisch kann ich auch mit einem sein, den ich nicht leiden kann. Gerecht werden kann ich auch dem gegenüber, der mir nicht „grün“ ist. Ich muß nicht alle gern haben; aber gerne soll ich allen Wohlwollen und Verständnis entgegenbringen.

Ob Jesus wohl Pilatus mochte? Vermutlich kaum! Irgendwann gibt er es auf, auf dessen Fragen überhaupt noch zu antworten. Und doch scheint er selbst in diesem Mann, der ihn zum Tod verurteilt, noch den Widerschein dessen zu entdecken, von dem er sich gesandt wußte. Und er schafft es, sich und Pilatus unter einem letzten gemeinsamen Aspekt zu sehen, einem Aspekt freilich, der die Feindschaft zwischen ihnen nicht einfach aufhebt: *„Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre!“* (Joh 19,11) Der unbegreifliche – und nicht der „liebe“ – Gott hat Pilatus die Macht gegeben, so mit Jesus zu verfahren.

Das mag heutzutage, wo man uns bei jeder Gelegenheit aufträgt, auf unsere Gefühle zu achten und sie möglichst unverstellt zur Sprache zu bringen, unverständlich sein: Die christliche Zuwendung – um das Wort Liebe zu vermeiden – die christliche Zuwendung zum anderen wird nicht in erster Linie aus dem abgeleitet, was wir füreinander empfinden, sondern aus dem Glauben an den bedingungslos liebenden Gott, dem wir uns alle verdanken und der *„seine Sonne aufgehen läßt über Guten und Bösen“*, wie es Jesus – wiederum in der Bergpredigt – sagt. Christliche Liebe ist immer Nachvollzug der Liebe Gottes, der Liebe Christi, der uns *„zuerst geliebt und sein Leben für uns dahingegeben“* hat. *„Wie ich Euch geliebt habe, so sollt auch Ihr einander lieben!“* – bedeutet also das Hineingenommenwerden, das Sich-Hineinnehmen-Lassen in jene Liebe, die Gott zu uns Menschen hegt. Damit verliert das Liebesgebot Christi alles Krampfhafte und Überfordernde, denn es kommt eigentlich „nur“ noch darauf an, mit Jesus in Verbindung zu bleiben: *„Bleibet in meiner Liebe!“*, sagt er darum im Johannes-Evangelium an anderer Stelle.

In diesem Sinne ist dann die recht verstandene Liebe das Kennzeichen, das Aushängeschild der christlichen Gemeinde: *„Daran sollen alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid: Wenn ihr Liebe habt zueinander!“* Wahre Liebe aber schließt immer beides ein: Zutrauen und Zumutung, Konflikt und Versöhnung! Wir brauchen nicht so zu tun, als wäre unter uns „alles in Butter“, aber wir sollten über allen Meinungsverschiedenheiten und Abneigungen stets IHN im Blick haben, der uns gemeinsam in seinen Dienst, in seine Nachfolge gestellt hat. Dann „verherrlichen“ wir Gott, weil wir ihm die Ehre geben, die ihm gebührt – auch und gerade in unseren Konflikten und Streitigkeiten.

Josef Mohr, St. Raphael HD